



Raus aus Ostdeutschland - Wenn Rassismus nicht mehr auszuhalten ist

Bericht: Sarah Bötscher, Hanna Lohoff

Kamera: Torsten Backofen

Schnitt: Tobias Hohensee

Linh ist 31, von Dresden braucht sie erstmal eine Auszeit - erzählt sie uns. Sie will ab März den Jakobsweg laufen.

H: Ich kenne mich in Dresden ja nicht so gut aus, aber die Neustadt ist ja schon das hippe Dresden, das junge Dresden, warum will man hier eigentlich wegziehen?

L: Ja, krass war es, als 2015 Pegida kam. Der konkrete Moment bei Pegida war, dass ich schon fünf Jahre antirassistische Arbeit mache und ich habe das Gefühl, es bringt nix. Und es wird trotzdem schlimmer mit dem Rassismus. Und der Rassismus wird salonfähiger und die Leute gehen auf die Straße und ich bin auch selber in so eine Pegida-Demo reingegangen und das hat sich für mich unglaublich bedrohlich und schrecklich angefühlt. Ich habe dann auch bei vielen Leuten aus meinem Umfeld die Erfahrung gemacht, dass sie dann weggezogen sind.

Aber Linh bleibt erstmal. Engagiert sich in Vereinen, schreibt ihre Diplomarbeit über Rassismus. Es wird zum Dauerthema für sie. Als sie in einer Schule als Sozialarbeiterin anfängt, macht sie selbst viele schlechte Erfahrungen.

L: Zum Beispiel, als ich angefangen habe und mir den Schlüssel beim Hausmeister geholt habe, hat der gesagt: „Kann die überhaupt deutsch?“ Da gabs so viele Sachen, aber auch Kinder und Jugendliche, die mich so rassistisch beleidigt haben.

Mit Linh fahren wir nach Freiberg. Dort arbeitet sie für "Sisters" - ein Projekt, das Mädchen unterstützt, die auch Rassismus erleben. Vor allem auf dem Land und in Kleinstädten. Im Jugendzentrum in Freiberg treffen sich die Mädchen und Linh heute ein letztes Mal. Sie sind zwischen 17 und 23 - manche sind mit ihren Eltern aus Syrien geflüchtet.

"Hallo"

"Soll ich euch begrüßen oder?" "Hi, ich bin Hanna, ich mache mal so"

Wir haben uns vorher alle getestet - und alle sind damit einverstanden, dass wir die Masken abnehmen. Neben den Hausaufgaben geht es auch fast immer um Rassismus. Ein Thema, das vor allem Masa wütend macht.



M: Also ich habe schon mit allen rassistischen Menschen in Freiberg diskutiert.

Linh: Du bist schon alle durch oder? Ja.

H: Was sagen die Leute denn so?

M: Also Aussagen, die ich sehr sehr oft gehört habe: Dass wir rausgehen sollen, dass wir uns integrieren sollen und unsere Kopftücher absetzen müssen. Wir wurden auf jeden Fall angeschrien, angespuckt, manche wollten uns auch schubsen.

Ruba versucht, die Sprüche nicht so an sich ranzulassen.

R: Ich fühle, dass ich nicht die diejenige bin, die betroffen ist, sondern die, die was Fieses sagt. Also der hat ein Problem und nicht ich. Also der hat ein Problem mit sich selber, ist nicht zufrieden mit sich selber oder hat Probleme in seinem Kopf, irgendwas. Dass er Leute, die anders sind, nicht annehmen kann, nicht akzeptieren und deshalb tun sie mir meistens Leid."

M: Also sie ignoriert immer die Leute und versucht es nicht anzusprechen, aber wenn ich halt mit bin, kann ich nicht leise bleiben. Ich muss dann immer was sagen, weil ich bin der Meinung, dass man diesen Leuten eine Grenze setzen sollte.

Wir wollen wissen, wie verbreitet Rassismus überhaupt in Deutschland ist. Das untersucht die sogenannte Mitte-Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung. 6,4 Prozent der Deutschen stimmen demnach eindeutig rassistischen Aussagen zu - in Ostdeutschland sind es etwas mehr als in Westdeutschland. Wir sprechen mit der Leiterin der Mitte-Studie, Franziska Schröter.

Da können wir anhand der Mitte-Studie sagen, dass es durchaus Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland gibt, diese aber, wenn man es wirklich nach Größenunterschieden quantifiziert, gar nicht so groß sind. Wir glauben, dass es auch ein bisschen was mit Milieus und Strukturen zu tun hat. Sprich, dieselben Milieus in Ost und West denken ähnlich oder haben ähnliche Einstellungen. Nur kommen diese Milieus in Ostdeutschland öfter vor als in Westdeutschland.

Diese Milieus, das sind: ältere Menschen, Leute, die im ländlichen Raum leben oder die ein niedrigeres Bildungsniveau haben. Sie denken eher rassistisch. Statistisch auswerten kann man rassistische Angriffe. Diese Karte zeigt die von 2020 - dazu gehören zum Beispiel Mord, Körperverletzung oder Bedrohungen. Farblich sind die Bundesländer, in denen Beratungsstellen Fälle registriert haben. Ostdeutschland sticht hier deutlich hervor - Sachsen-Anhalt und Berlin an der Spitze.



Schröter: Und da spreche ich nicht nur über Gewalt und Hass, die wir tendenziell in Ostdeutschland öfters beobachten als im Westen – auch auf die Bevölkerungsanzahl runtergerechnet. Sondern, wir sprechen eben auch von Alltagsrassismus. Von der täglichen Erfahrung der Abwertung.

Wir treffen Mohamed in Leipzig - Er ist vor neun Jahren aus Ägypten hergekommen. Heute sitzt er im Migrantenbeirat der Stadt. Seine Kinder gehen hier zur Grundschule. Mohamed hat sie aus Ägypten nachgeholt. Vor der Kamera will er sie nicht zeigen. Er wünscht sich, dass sie nicht in Sachsen aufwachsen.

M: Weil meine Kinder ständig in der Schule rassistisch angegriffen werden. Meinem Sohn wurde in der Schule gesagt: "Du darfst hier kein arabisch reden in der Hofpause!". Oder ihm wurde gesagt: „Du kommst nicht hier rein, weil du braune Haut hast.“

Frage: Welche Rolle spielt dieses Thema Gehen oder Bleiben im Kreis von People of Color – also wenn du mit anderen PoCs sprichst?

Mohamed: Sehr, sehr viel. Das ist ein Dauerthema in unseren Gesprächsrunden und Begegnungen, auch auf freundschaftlicher Ebene. Das ist das Thema Rassismus und das Thema Vergleich - also "Schau mal, ich war da letzte Woche, da habe ich mich so gefühlt." Und manchmal sagen wir sogar 'Ich fahre nach Berlin zum tanken' oder Frankfurt oder Köln. Die Aussage hat sich auch langsam etabliert.

H: Tanken im Sinne von Energie tanken?

M: Ja, Energie tanken. Durch dieses Gefühl: Ich fühle mich wohl und so.

Im Alltag sieht man in Berlin viel mehr People of Color. Das sei ein entscheidender Punkt, sagt uns Katharina Warda.

Ah jetzt klappts.

Die Soziologin und Autorin ist selbst in Ostdeutschland aufgewachsen.

Warda: Es gibt in Westdeutschland mehr Menschen mit familiärer Migrationsgeschichte beziehungsweise nicht-weiße Deutsche. Das stimmt und das macht vieles auch einfacher, weil es dann ein ganz normales Bild ist. Der große Unterschied liegt meiner Meinung nach darin, dass die, die es gibt, extrem unsichtbar sind in Ostdeutschland. Die Frau, die dir die



Brötchen verkauft, die den Bus fährt, dein Hausarzt oder deine Hausärztin, das sind sehr selbstverständlich nicht People of Color oder Ostdeutsche mit Migrationsgeschichte. Dieses nicht ganz normaler Teil des Alltags sein, das sehe ich als großen Unterschied. Und dadurch wird man dann auch immer als fremd wahrgenommen.

Heute treffe ich Linh noch ein zweites Mal. Hier in Plauen ist sie aufgewachsen. Wir machen uns auf den Weg zu ihrer Mutter.

H: Linh hat uns erzählt, dass sie jetzt den Jakobsweg laufen will und dann will sie ja weg aus Dresden.

M: Ja, ich mache mir etwas Sorgen. Wenn sie alleine ist. Wenn jemand dabei wäre, okay, aber alleine mache ich mir Sorgen.

H: Wir haben auch darüber gesprochen, dass hier schonmal Angriffe waren. Also Linh hat erzählt, dass die Scheiben hier eingeschlagen wurden.

M: Ja, früher. Vor 15 oder 20 Jahren. Aber seitdem nicht mehr. Jetzt ist es gut. Es ist okay.

H: Was ist da genau passiert?

M: Früher? Ja, manchmal wurden meine Reifen kaputt gemacht, die Scheiben oder die Tür wurde aufgebrochen. Es wurde auch Abfall in meinen Imbiss geschmissen. Ich habe nur gearbeitet, zahle alles selbstständig. AOK und alles. Seit über 20 Jahren bin ich ganz selbstständig.

H: Haben Sie das Gefühl, dass Sie das machen müssen, um sich anzupassen?

Nicht einfach, bin selbstständig, alleine stehen. Ist eine Last manchmal. Hab eigentlich schon genug schwere Probleme. Ich kämpfe nur im Leben. Und ich mache es einfach leise. Ich versuche nur, wie ich es kann. Aber manchmal kann ich auch nicht mehr.

Nach diesem schweren Gespräch fällt die Anspannung jetzt ein bisschen von uns ab.

Genieße das Leben jetzt.

Erfolg sieht für sie? Nein, kümmert sich um dich oder? Looks for you. Es ist einfach schlecht übersetzt.

Hoffen wir mal, dass die Glückseckse Recht haben.